

Rosskastanien und Maroni

Werner Wüthrich

eins

Es gibt Kastanien und Kastanien. Es gibt fantastische, es gibt wunderbar schmeckende, es gibt essbare und ungeniessbare. Es gibt auch unterschiedliche Kastanienbäume: Wunderbar blühende Bäume stehen unmittelbar neben merkwürdigen, höchst eigenartigen. Es gibt sogar Kastanienbäume, die nie blühen. Andererseits tragen längst nicht alle blühenden Bäume im Herbst Kastanien; diese stacheligen Kugeln.

Er sei kein Verkäufer, der seinem Publikum Rosskastanien für Maroni anbiete, antwortete der neue Mann des Zürcher Schauspielhauses, Dr. Peter Löffler, 1969 auf eine Journalistenfrage. Rosskastanien für Maroni? "So ein Lappi", kommentierte der Berner Stadttheaterdirektor Löfflers unbedarfte Äusserung: "So etwas sagt ein Theaterdirektor nicht öffentlich. Ein Spielplan ohne Schweizer das macht man nur."

zwei

März 1966: Im Galerietheater *Die Rampe*. "Steak-antik", sechs Minidramen im Viertelstundentakt. Es hiess, das sei ein Experiment. Mit den Autoren, ausschliesslich Männern: Ernst Eggimann, Peter Lehner, Kurt Marti, Hans Mühlethaler, Jörg Steiner und Walter Vogt.

Ein unvergesslicher Theaterabend, spannend wie der beste Krimi; zunächst weil wir im Zuschauerraum nicht die leiseste Ahnung hatten, was uns geboten wird. Aber dann: Ein Theater war das! Endlich, Theater live und nicht Museum. Zum ersten Mal erlebte ich in einem Theater Gegenwart. Meine Stadt.

Rosskastanien oder Maroni war für uns Zuschauer auch eine Frage. Doch kamen wir und die Ensembles der Kellerbühnen offensichtlich zu anderen Ergebnissen als das Stadttheater Bern.

drei

Ein anderes Mal erlebte ich an der Kramgasse auch Vergangenheit, wenn auch nicht Theater museal, nicht Bern antik. Es war im Kellertheater vielmehr eine andere Gegenwart hinter der Gegenwart, der Moderne, noch erlebbar. Der Zuschauerraum der Rampe war in zwei Blöcke geteilt. Ich sass mit Freunden auf einer der Seiten, und wir blickten schräg über die Bühne zu den gegenüberliegenden Stuhlreihen. *Das Endspiel* begann zu fesseln. Da wurde, im anderen Zuschauerraum, aus dem kellerschwarzen Dunkel ein weisshaariger, hagerer Mann sichtbar. Ein schöner Mann, allein inmitten der Stuhlreihen. Wer war dieser Unbekannte zwischen den Beckettschen Mülltonnen, der mich vom Geschehen auf der Bühne abzulenken begann?

Nach dem kurzen Applaus ging der weisshaarige Greis rasch die Kellertreppe hinauf und verschwand in der Nacht. Hinter mir hörte ich ein Ehepaar über ihn flüstern, ja der verstehe etwas von Theater. Habe selber Stücke geschrieben. Der Mann sei hier für viele ein Wahnsinniger. Ein Wahnsinniger, natürlich nicht im landesüblichen Sinn. Ein Pionier, ein Experimentator. Ein roter Hund. Ein Autor zwischen prägender Herkunft und Aufbruch. Zwischen Emmentaler Käserei und Katheter. Zwischen bluemetem Trögli und russischer Avantgarde. Ein Autor

DAZWISCHEN. Ein Wahnsinniger eben wie ein Samuel Beckett. In Bern sei er erledigt. Denn der Bannstrahl aus dem Türmchen des ersten Hauses der Effingerstrasse habe ihn getroffen. Weil er es einmal gewagt habe, nach dem ersten Weltkrieg, am Fundament der Berner Kultur zu rütteln. So etwas tue man nicht. Vor allem tue man es hierzulande nicht ungestraft. Was das genau heisse, hier in Bern erledigt sein, wollte ich wissen. Erstmals erfuhren wir Maturanden von Alfred Fankhauser, C.A. Loosli, Robert Walser, Friedrich Glauser, Adolf Wölfli. Ja, selbst ein Friedrich Dürrenmatt, behaupteten sie, gehöre zu ihnen, zu diesen Berner Wahnsinnigen innerhalb und ausserhalb der grauen Sandsteinmauern der Waldau. Das verstand ich nun erst recht nicht und begann die Bernerstadt zu verteidigen. Damit kam ich bei den beiden aber ganz und gar nicht an: Hier und heute in dieser Stadt als Wahnsinniger zu gelten, das sei für sie die einzig wirkliche Anerkennung, die diese Stadt zu vergeben habe.

vier

Nicht auszumalen, was aus mir noch geworden wäre, hätte ich diese und andere Impulse nicht erhalten. Sie waren meine Lebensretter: urplötzlich begann es in mir zu schreiben. Ich hatte gar keine andere Wahl mit all den Widersprüchen, Umwertungen der Werte umzugehen. Die Widersprüche in mir, um mich herum erhielten ein Ventil. Nachts und während der Schulstunden flossen sie aus mir heraus. Fiebrig, atemlos entstanden Szenen um Szenen, ein Stück nach dem anderen. Meinem Deutschlehrer, einem Offizier der Schweizerarmee (ein anderer ziviler Status wäre am Städtischen Gymnasium nicht vorstellbar gewesen), habe ich gewagt, von meiner Begeisterung für Brechts "Mutter Courage und ihre Kinder" zu erzählen. Ich begann im Deutschunterricht Gegenwart einzufordern, Bertolt Brecht zum Beispiel. Zu jener Zeit am Stadttheater der Inbegriff einer "Rosskastanie". Ein Verfemter, der eben gerade von Berns Kellertheatern wiederentdeckt wurde. Auch mein junger Deutschlehrer, mit dem bin ich noch heute freundschaftlich verbunden bin, warnte mich: "Ein sehr gefährlicher Autor. Lassen Sie ja die Finger von diesem Bertolt Brecht".

In der Kastanienfrage wollten wir genau dies hören. Mit dieser, aus heutiger Sicht unvorstellbaren Bemerkung eines Gymnasiallehrers wurde mein Interesse an diesem lange Zeit boykottierten Theaterautor erst richtig geweckt. Mein Interesse an einer Literatur der anderen Art. Der Gegenwart.

fünf

Je mehr ich in den folgenden Jahren für Funk und Bühne schrieb, je mehr ich mich in die Werke Brechts vertiefte, desto weniger blieben Rosskastanien noch länger Rosskastanien, Maroni noch Maroni. Ich begann mehr und mehr hinter Fassaden, Wörter, Sandsteinmauern, Vorurteile zu blicken. Und, je mehr ich das tat, desto mehr Risse klafften im Boden auf. Bern und seine Umgebung, seine Menschen und Landschaften, könnten für mich sogar ein fruchtbarer Boden sein. Und hinter jedem Maronistand könnten ungeöffnete Säcke von Kastanien zu finden sein.

sechs

Einmal ergab sich sogar die Konstellation, in Bern ein kleines Theater zu leiten. Im ehemaligen Schlachtkeller der Metzgerei Sterchi aus dem Jahre 1230. Mit Peter Schneider und Regine Christen. Wir nannten uns Theaterkollektiv 1230. Bertolt Brecht machte Mut. Seit 1949 stolzer Besitzer eines eigenen Ensembles und zeit lebens erpicht, ein Theater in die Klauen zu bekommen, empfahl er klagenden Autoren oft, ein eigenes Theater zu gründen.

Wir gingen die Kastanienfrage 1979 an und entwickelten mit unserem Ensemble

den Versuch eines kritischen Volkstheaters. Es gelang uns in Ansätzen tatsächlich, Werke und Autoren aus dieser Landschaft aufzuführen. Unter ihnen einige Verfemte und Vergessene. Wir spielten auch Stücke von Frauen. Es war ein Theater der Gegenwart der Uraufführungen, der neuen Formen. Ein Trotz-all-dem-Theater, das, wie andere Ensembles auch, nicht von der Stadt getragen wurde.

sieben

Was hat sich in dreissig Jahren alles verändert? Heute, eine Generation später: welche Stücke, Stoffe, Themen spielen die Berner Bühnen? Wie viel Gegenwart gibt es jetzt im Theater? Werden Dramen auch von Frauen geschrieben? Und, werden ihre Stücke gespielt?

Ich frage bei zwei Kolleginnen nach, Maja Beutler und Grazia Pergoletti, die müssen es wissen. Einige Frauen hätten schon früher Dramen geschrieben, erinnert sich Maja Beutler: Unter Direktor Raoul Alster habe es einmal einen Wettbewerb gegeben, am *Berner Atelier-Theater*. Dieses Preisausschreiben hätten 1957 zwei Autorinnen gewonnen: Brigitte Meng, 1932 in Frankfurt geboren, mit dem Stück "Denn seine Stunde hat das Gericht" und Gertrud Wilker, mit "Saul in Endor, eine dramatische Skizze".

Davon hatte ich nie ein Wort gehört. Kein Wunder, bekomme ich zur Antwort, die Stücke wurden auch nie von einer Bühne gespielt. Sind Dramatikerinnen weiterhin in Bern kein Thema?

Grazia Pergoletti korrigiert mich: "Wozu eigentlich das ganze Gejammer über nichtgespielte Frauenstücke, patriarchalische Strukturen an den Theatern, zu wenig gute Frauenrollen und dergleichen mehr? Es ist ganz einfach: Frau schreibe ein Stück, gründe mit Gleichgesinnten eine Truppe, die es aufführt, und wenn sie obendrein noch Schauspielerin ist, kann sie sich die tollsten Rollen massgeschneidert auf den eigenen Leib schreiben, denn selbst ist die junge Frau von heute."

acht

"Ist die Eidgenossenschaft ein undramatisches Land?", fragt Christine Richard, Kulturjournalistin in der Basler Zeitung, weil "in der wünschenswerten Form lebendiger Autoren die Schweiz selten auf den Spielplänen erscheint". Anschliessend werden all die fehlenden Voraussetzungen aufgelistet: "Schweizer Dramatikern fehlt so gut wie alles: ein einheitliches grosses Sprachgebiet, durchschlagende Fördermodelle, mächtige Verlage vor Ort, ein auf zeitgenössische Dramen neugieriges Publikum, aufgeschlossene Theater, die sich das finanzielle Risiko von Uraufführungen, Schreibwerkstätten und Stücke-Festivals leisten können und vor allem der nötige Konfliktstoff".

Meine Erfahrungen besagen das pure Gegenteil! Konfliktstoffe gibt es hier zuhauf! Der Punkt liegt anderswo. Wir nehmen, mit guten Gründen, die Herausforderungen, dieses Land als Stoff zu sehen, gar nicht mehr an. Wir haben es leid, uns noch diesen Stoffen zu stellen. Aber damit beginnt erst das Dilemma: Der nie zu lösende Konflikt zwischen Existenzsicherung und eigenen Stoffen. Wir verweigern uns und machen uns gleichzeitig zu Mitmachern einer GmbH Schweiz, die in ihrem Dämmerzustand die Wirklichkeit nicht mehr wahrnimmt. Wir akzeptieren stillschweigend, dass das ganze Land ein einziges Museum geworden ist; vordergründig natürlich nur. Als Fassade eben. An der sichtbaren Oberfläche. Denn alles ist nur Schein; eine einzige Inszenierung. Hier und nicht auf den Bühnen findet das eigentliche Schweizertheater statt.

neun

Das Telefon klingelt. Anruf eines Kollegen, der bitter enttäuscht ist, dass der

Regisseur seine geplante Uraufführung eben hat platzen lassen. Mangels Psychologie der Figuren.

Keine Psychologie, das ist gerade deine Stärke!

Was ich ihm rate? Auch finanziell, ein halbes Jahr Arbeit, Frau und drei Kinder? Für diesen Theaterbetrieb bist du nicht und bin ich nicht verantwortlich! Für Ignoranten auch nicht! Schreibe weiter. Mach ein nächstes gutes Stück. Vergiss das Jammern.

zehn

Spielzeit 1999/2000. Mitte November, im Stadttheater Bern. Abends, bevor der erste Schnee fällt. Von den Maroniständen trägt der Herbstwind die feinsten Düfte auf die Gassen, in die Stadt hinaus und übers ganze Land. Eine neue Bühne im Kornhaus. Gleich schon im Foyer höre ich von der Verwunderung des Hauses über so viel Interesse an einem neuen Stück. An einem jungen Autor. Oder, vielleicht doch nur Interesse an seinem Scheitern auf der Bühne?

Endlich, endlich, geht es mir durch den Kopf! Offenheit und Gegenwart. Einmal an diesem Haus nicht mehr Maroni oder Rosskastanien! Eine fast leere Bühne. Ein Tisch mit einem Glas Wasser. Daneben, auf einer Stele, eine weisse Büste von Johann Wolfgang von Goethe. Freundlich entschuldigt sich die Chefdramaturgin des Berner Stadttheaters für die Anwesenheit des Gips-Grings. Der heutige Abend gehöre allein der zeitgenössischen Dramatik. Einem jungen Autor aus Rüderswil im schönen Emmental. Goethe gehöre lediglich zum Stück, das man zurzeit im Spielplan habe: Sie habe ihn mit allen Kräften schon vor der szenischen Lesung von der Bühne tragen wollen. Er sei aber leider am Bühnenboden dieses Theaters angeschraubt, leider. Nun müsse er halt bleiben.